



Preis 20 Heller



Originalzeichnung von Otto Friedrich.

Maikampf.

Ich sehnte mich nach lauer Maientluft
 Und meine Seele träumte Sonnenschein,
 Den warmen Sonnenschein mit Glanz und Duft,
 Und Phantasie wob Glück in Schönheit ein.
 Ich sehnte mich und holde Träume schwebten
 Herab aus einem fernen Märchenland,
 Und wohin all die heißen Wünsche strebten,
 Trug sie der Traum mit unsichtbarer Hand.

Lang war der Winter, der das Leben zwingt
 Und Herzen schwer und Seelen traurig macht;
 Bang war das Dämmern, das kein Strahl durch-
 dringt,

Bis junge Wünsche endlich still erwacht.
 Nah' bei dem Wunsche wohnt der Glaube gerne
 Und zeigt als Wahrheit was die Sehnsucht spinnt,
 Und rückt mir nahe, was in grauer Ferne
 In Nebelträumen ein Gedanke sinnt . . .

Ich sehnte mich nach lauer Maientluft —
 Da macht der Traum die heißen Wünsche
 wahr.
 Durch satte Farben zieht ein feiner Duft,
 Im Sonnenschein wird alles hell und klar.
 Für Ewigkeiten kam aus ew'gen Reichen
 Keit' Winter noch und keine starre Nacht.
 Es ist Gesetz: Eis muß der Sonne weichen,
 Treu dient der Sieg lebendig starker Pracht . . .

Mein schönstes Lied macht seine Schwingen frei
 Und jubelt auf im trum'nen Jugendglück.
 Es ahnt den Lenz, es grüßt den nahen Mai,
 Es klingt zur Höhe und zum Tal zurück.
 Da schallt's entgegen schon aus allen Weiten;
 Mein einfach' Lied wird 'mächtig zum Choral,
 Den gold'ne Harfen feierlich begleiten,
 Erfüllend machtvoll bald das Weltenall.

Ist's noch mein Lied? Ist es ein Engelschor,
 Der triumphierend süßen Frieden singt?
 Reißt eine Himmelsmacht mein Herz empor,
 In dem die Hymne jubelnd wiederklingt? . . .
 Ob Engelschor, ob sel'ge Menschenlieder —
 So hab' ich lang geträumt es und gesehnt.
 Vom großen Glück berauscht, knie fromm ich
 nieder;
 Die Freiheit wird am Maientag gekrönt — —

So nah' dem Wunsche liegt der Glaube traut!
 So schafft der Traum aus Nebeln eine Welt!
 Was Sehnsucht wob, der Geist hat es geschaut,
 Als hätte Wahrheit ihm das Feld bestellt . . .
 Ein Windstoß — und die Zauberbilder fallen.
 Es geinst mir zu ein mürrisch sahler Tag;
 Vom Sturm gejagte schwere Wolken wallen
 Wie Trostesräuber über Feld und Hag.

Ein falscher Maitag ohne Lieb und Glanz!
 Ein Lenztag ohne Sang und ohne Duft!
 Statt Friedenstraum der Windsbraut wilder Tanz,
 Titanenkämpfe in der trüben Luft — —
 Das war der Mai nicht, welchen ich ersehnte,
 Der sanft und sacht vom Himmel niederschwebt;
 Nicht ist der ew'ge Friede, wie ich wähnte,
 Als Göttergnade blühend aufgelebt.

Doch keine Trauer? . . . Keine Träne quillt
 Ob der Enttäuschung und kein Schluchzen klingt.
 Stumm schau ich, wie der Sturm mit Wolken spielt,
 Horch, wie der Donner wild sein Kampflied singt . . .
 Ei, stürmt nur zu, ihr kraftbewehrten Recken!
 Ich glaube euch: Ihr macht den Himmel frei.
 Mein Traum, mein Lied kann nicht den Frühling wecken,
 Aus Kampfesstürmen erst erblüht der Mai.

Eldin Arisan.

Arbeiterschutz in Österreich.

Als sich die österreichische Arbeiterschaft auf den Parteitage von Hainfeld durch ihre Vertreter ein Programm geschaffen hatte, war die Grundlage gegeben, auf der sich eine mächtige Arbeiterpartei aufbauen und befreit von den lähmenden inneren Wirren der Achtzigerjahre, ganz der Aufgabe hingeben konnte, die sie sich gestellt hatte: das Proletariat politisch zu organisieren, es mit dem Bewußtsein seiner Lage und seiner Aufgabe zu erfüllen, es geistig und physisch kampffähig zu machen und zu erhalten.

Aber der eigentliche Aufschwung der österreichischen Sozialdemokratie, der sie zu dem bedeutungsvollen Faktor in unserem öffentlichen Leben gemacht hat, als welcher sie heute dasteht, datiert erst von der ersten Maifeier im Jahre 1890. In weit über Erwarten imposanter Zahl war die österreichische, zumal die Wiener Arbeiterschaft, dem Rufe des Pariser internationalen Sozialistenkongresses gefolgt, durch eine machtvolle Kundgebung für die Beschlüsse des Kongresses zu demonstrieren. Und deswegen begehen die österreichischen Arbeiter die Feier des ersten Mai nicht nur mit einem Gefühle berechtigten Stolzes darüber, daß sie ihren „Arbeiterfeiertag“ trotz Koalition der Unternehmer und Behörden sich erzwingen haben; sie gedenken auch dankbar des Pariser Kongresses, der ihnen das Mittel in die Hand gab, sich zu finden und sich zu vereinigen zu dem Zwecke der Befreiung aus dem Joche des Kapitalismus.

Der Pariser Kongreß hatte die Maifeier in erster Linie gedacht als Demonstration für die von ihm aufgestellten Arbeiterschutzforderungen, zumal für den Achtstundentag. Wenn wir diese knapp zusammengefaßten Forderungen durchgehen, dann müssen wir voll Erbitterung gestehen, daß heute nach 14 Jahren fast keine einzige erfüllt ist. Ja mehr noch: wir in Oesterreich müssen sagen, daß seit dem Pariser Kongresse in der Arbeiter-

schutzgesetzgebung, abgesehen von einigen nichts weniger als befriedigenden Gesetzen über den Neunstundentag der Bergarbeiter, die Sonntagsruhe und dergleichen überhaupt kein Fortschritt zu verzeichnen ist. Denn die Gesetze, welche den Schutz des Arbeiters regeln, stammen alle aus der Zeit vor dem Pariser Kongreß. Wenn es trotzdem in manchen Branchen besser geworden ist, so nur durch die Kraft der Organisationen der Arbeiter, die sie nur allzuoft im Kampfe gegen die staatlichen Behörden zu erproben hatten.

Es ist kein Zweifel: Arbeiterschutz kann nur gedeihen auf dem Boden politischer Freiheit. Es muß dem Volke die Möglichkeit gegeben werden, seine Interessen zu erkennen; die erkannten Interessen als Forderungen aufzustellen; seinen Forderungen durch die Vereinigung der Interessierten Nachdruck zu verleihen und sie durch die Anwendung der geeigneten Mittel durchzusetzen. Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit und allgemeines Wahlrecht, welches die Wünsche des Volkes zum Ausdruck bringt, einerseits — Vereins- und Koalitionsfreiheit andererseits, das sind die unerläßlichen Voraussetzungen jeglichen Arbeiterschutzes.

Es würde zu weit führen, auseinanderzusetzen, daß bei uns in Oesterreich keine jener Voraussetzungen erfüllt ist; die Freiheiten, die die Arbeiter in Oesterreich genießen, sind die Freiheiten, die sich andere gegen sie herausnehmen. Der Anfang des österreichischen Arbeiterschutzes heißt Arrest wegen Uebertretung des Koalitionsgesetzes; und das Ende ist der Schubwagen, der den zum Krüppel gewordenen Arbeiter in die geliebte Heimatgemeinde zurückführt, damit er da elend verkomme.

Die Arbeiterschutzgesetzgebung hätte den Arbeiter nach drei Richtungen hin zu schützen. Sie hätte zu schützen den gesunden Arbeiter, der in Arbeit steht; den Arbeiter, der infolge Krankheit, Unfall, Invaldität oder Alter nicht arbeiten kann und endlich den gesunden und arbeitswilligen Ar-

beiter, der Arbeit überhaupt oder doch Arbeit, zu der er befähigt ist, nicht zu finden vermag. Daran, ob sie diese Forderungen erfüllt, werden wir den Wert einer Arbeiterschutzgesetzgebung zu ermessen in der Lage sein.

Fangen wir gleich mit der letzten Forderung an, die von Louis Blanc im Jahre 1848 als das „Recht auf Arbeit“ aufgestellt wurde; gerade die letzten Monate einer fürchterlichen Krise haben es Tausenden von Arbeitern schmerzlichst zum Bewußtsein gebracht, daß das Traurigste an dem Lose des Proletariats die Unsicherheit seiner ökonomischen Lage ist, die ihn jeden Tag befürchten lassen muß, auf die Gasse geworfen zu werden und die Qualen einer monatelangen Arbeitslosigkeit erdulden zu müssen. Wir haben keine Arbeitslosenversicherung, wohl aber haben wir ein geradezu brutales Bagabundengesetz, welches den Arbeitslosen mit Arrest und Zwangsarbeit bedroht. Und wenn man sich bei uns in Oesterreich darauf ausredet, daß es ja, abgesehen von einigen Städten der Schweiz und Hollands, nirgends eine öffentliche Arbeitslosenversicherung gäbe, so könnte man doch verlangen, daß die Arbeitsvermittlung gesetzlich geregelt und die Gewerkschaften, welche zum Teile wenigstens eine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit eingeführt haben, gefördert oder doch wenigstens nicht gehemmt werden. Es sind erst wenige Wochen verflossen, seit die Gewerkschaften gezwungen waren, einen tödlichen Anschlag gegen ihre Existenz abzuwehren und die Regierung zu der Erklärung zu nötigen, daß die Gewerkschaften nicht als Versicherungsvereine unter die behördliche Aufsicht fallen. Und was die öffentliche Arbeitsvermittlung anbelangt, genügt es wohl, auf das Arbeitsvermittlungsammt der Stadt Wien hinzuweisen, das sich geradezu zu einer Filiale des Strafgerichtes entwickelt hat. Wir sagen also nicht zuviel, wenn wir behaupten: ein Schutz des Arbeiters gegen Arbeitslosigkeit besteht in Oesterreich überhaupt nicht.

Etwas besser liegen wohl die Verhältnisse in der Richtung des Schutzes des arbeitsunfähigen Arbeiters, ohne freilich auch nur den bescheidensten Anforderungen des von uns verlangten Arbeiterschutzes zu entsprechen. Sowohl, wir haben eine Kranken- und Unfallversicherung. Aber zu ihrer Charakterisierung genügt die Anführung weniger Tatsachen. Die Krankenunterstützungsdauer braucht nach dem Gesetze nicht länger als zwanzig Wochen zu währen; gerade in den schwersten Krankheiten, die länger dauern, ist der Arbeiter samt seiner Familie selbst der geringfügigen Unterstützung beraubt, die das Krankengeld bedeutet, und hilflos dem traurigsten Elend überlassen. Zudem belastet das Gesetz und mehr noch eine ganz ungefehlte Praxis die Krankenkassen, die doch in erster Linie dazu da sind, dem kranken Arbeiter das Krankengeld zu zahlen, mit der Erhaltung der Spitäler und überwälzt so die Lasten des Staates und der Länder auf die Schultern kranker Arbeiter.

Fast ärger noch steht es mit der Unfallversicherung, die auf die weitaus größte Anzahl von Arbeitern, im Handel, im Kleingewerbe, in der Land- und Forstwirtschaft, soweit nicht Dampfmaschinen verwendet werden, überhaupt keine Anwendung findet; die für verunglückte Arbeiter geradezu lächerlich geringe Renten bestimmt; die die Witwen und Waisen getöteter Arbeiter dem Elend preisgibt und den Eltern ein Recht nur gewährt, wenn der Getötete ihr „einziger Ernährer“ war. Bei der Auslegung, die diese gesetzliche Bestimmung in der Praxis gefunden hat, bedeutet sie ein Verfügen aller Rechte von Arbeitereltern. Mit harter Hand vernichtet das Gesetz die Hoffnungen, die Eltern auf ihr Kind setzen, das sie unter Sorgen und Mühen zu einem tüchtigen Arbeiter herangebildet haben; grausam fügt es zu dem Schmerz über den Tod eines Kindes die nagende Sorge um die eigene Zukunft, die man durch die Unterstützung des Sohnes oder der Tochter gesichert wähnte. Eine Alters- und Invaliditätsversicherung besitzen wir überhaupt nicht und die Massendemonstrationen der österreichischen Arbeiterschaft im abgelaufenen Jahre haben bisher nur die Erklärung der Regierung provozieren können, daß sich die Vorarbeiten zu dem Gesetze in einem vorgeschrittenen Stadium befinden. Es werden noch viele, viele Arbeiter der „Gnade“ der Armenversorgung anheimfallen, bevor der erste Arbeiter das Recht auf die Alters- oder Invaliditätsrente genießen wird. Das ist ein umso unerträglicherer Zustand, als es ja bekannt ist, in welcher traurigen Verhältnissen sich die Armenversorgung infolge der Armut vieler Gemeinden und der Prozigkeit der Gemeindegewaltigen befindet. Und selbst die Besserung, die hierin durch die Heimatsrechtsnovelle herbeigeführt wurde, wird weitgemacht durch die unglaublichen Schikanen, welchen der Arbeiter bei Erlangung der Heimatsberechtigung ausgesetzt ist. Daß auch hierin Wien ganz Hervorragendes leistet, ist mit Rücksicht auf die Natur des christlichsozialen Spießertums nicht weiter verwunderlich.

Es würde zu weit führen, die Bestimmungen der österreichischen Gesetze über den Arbeiterschutz im engeren Sinne, d. h. über Arbeiterschutz mit Ausschluß der Arbeiterversicherung einer kritischen Besprechung zu unterziehen. Wir wollen uns heute zur Maifeyer nur die Forderungen des Pariser Kongresses gegenwärtig halten, für die wir heute demonstrieren. Der Pariser Kongreß verlangte als Grundlage für die Gesetzgebung: den Achtstundentag; das Verbot der Arbeit von Kindern unter 14 Jahren; Verbot der Nachtarbeit für Frauen und noch nicht 18 Jahre alte Arbeiter; Verbot des Trucksystems; der privaten Arbeitsnachweisebureaus; Einführung von Fabriksinspektoren, die vom Staate besoldet und mindestens zur Hälfte aus der Arbeiterschaft bestellt werden sollen. Außerdem sind noch eine Reihe anderer sehr wichtiger Forderungen aufgestellt, die jedoch an Bedeutung gegenüber den eben erwähnten zurücktreten.

Daß wir in Oesterreich jene Forderungen noch lange nicht erfüllt haben, empfindet jeder Arbeiter alltäglich am härtesten; aber die Erbitterung hierüber stählt nur den Kampfesmut des Proletariats und zeigt ihm deutlich, daß es von der Einsicht und dem Wohlwollen der Herrschenden nichts, alles aber von der Kraft und Stärke seiner Organisationen und der Begeisterung für sein Recht zu erhoffen hat. Wir weisen Reformen seitens der Bourgeoisie nicht zurück; aber wir nehmen sie an nicht mit einem Gefühle des Dankes und der Befriedigung, sondern mit der Empfindung desjenigen, dem eine kleine Abschlagszahlung auf sein Recht zuteil wird, das er sich selbst erzwingen müssen. Für uns bedeutet der „Arbeiterschutz“ nicht ein Mittel, das Proletariat mit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung auszuföhnen; für uns ist es ein Mittel, das Proletariat geistig und physisch kampffähig zu machen zu der großen Aufgabe, die ihm die Geschichte gestellt hat: zur Ueberwindung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Wir wissen, daß diese Aufgabe nicht von heute auf morgen gelöst werden wird, aber wir wissen auch, daß uns die Erringung jeder Arbeiterschutzforderung einen Schritt näher zum Ziele führt. Und weil wir dieses Ziel stets vor Augen haben, deswegen sind wir revolutionär; deswegen sind wir gefeit davor, daß unsere Bewegung endige in der Erringung kleinbürgerlicher Verhältnisse für die Arbeiterschaft; deswegen sind wir himmelweit unterschieden von den bürgerlichen Parteien, die überzeugt oder aus Demagogie auch für Arbeiterschutz eintreten, aber die Grenze nicht überschreiten können, die die kapitalistische Gesellschaftsordnung bedeutet. An all das erinnert uns der erste Mai, der zeugt für die Macht und Kraft des international geeinigten Proletariats und uns gemahnt, nicht zu vergessen, daß jede Reform nur den Wert hat, den ihre Beziehung zu unserem revolutionären Können und Wollen ihr gibt.

Dr. J. F.

Zum Kampf um unser Gemeindevahlrecht.

Unter den wichtigsten Aufgaben, die der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in Oesterreich ihr eigenes Wachsen gestellt hat, befindet sich auch die der Teilnahme an der Verwaltung der Gemeinden, der Grundeinheiten unseres ganzen staatlichen Lebens. Gerade in den Gemeinden, die von allen öffentlich-rechtlichen Organisationen am unmittelbarsten in das Leben, in die Verhältnisse auch des einzelnen Bürgers eingreifen, kann man die Reife der herrschenden Klasse am sichersten feststellen.

Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß auch das, nur seines Alters wegen ehrwürdige, österreichische Gemeindegesetz vom 5. März 1862 den Gemeinden viele wichtige Aufgaben zuweist, aber ebenso richtig ist, daß dasselbe Gesetz die Ausführung dieser Aufgaben selbst beeinträchtigt, indem es bestimmt, daß Landesgesetze „die Bildung der Gemeindevertretung durch eine Wahlordnung mit gebührender Rücksichtnahme auf die Sicherung der Interessen der höher Besteuernten“ regeln. Und nur so ist es erklärlich, daß die österreichischen Gemeinden so rein gar nichts von ihrer hohen kulturellen, sozialen und auch politischen Mission erfüllen, daß sie nur an die Sicherung der Interessen der höher Besteuernten denken. Das Gesetz machte sie zum Tummelplatz rücksichtsloser Cliquen welche ohne festen Plan, von Ehrgeiz und Klasseninteresse getrieben, die Gemeinden verwüsten und erniedrigen, bloß sich selbst und der eigenen Klasse zum Nutzen.

Ganz abgesehen von der Stellung, die den Gemeinden dereinst in der Zukunft eingeräumt werden wird, zu deren Vorbereitung die kurzfristigen Kommunalgewaltigen nichts beitragen, sogar für die Gegenwart der Gemeinden mit ihren Schmerzen und Sorgen erweisen sich die bürgerlichen Parteien immer unbrauchbarer. Was Professor Bücher von den deutschen Gemeinden sagt, gilt in noch höherem Grade von den österreichischen: „Unsere Städteordnungen unterscheiden eigentlich zwei Gemeinden: eine für die Pflichten und eine für die Rechte. Zur Pflichtgemeinde gehören alle, welche sich länger als drei Monate in der Stadt aufhalten; sie alle müssen Gemeindesteuern zahlen. Zu der mit Rechten begabten Stadtgemeinde gehören dagegen nur diejenigen, welche das Gemeindebürgerrecht erworben haben. Sie allein wählen die Gemeindevertretung.“ Das bei uns herrschende Drei-Wahlkörpersystem, das den Rechten die Zweidrittelmajorität in der Gemeindeversammlung sichert und die Armen überhaupt ausschließt, ist noch viel brutaler.

Nun haben die letzten Jahre die Arbeiterschaft Oesterreichs dazu geführt, diesen Verhältnissen und ihren schrecklichen Folgen mehr Aufmerksamkeit zu widmen; dies um-

somehr, als einerseits sich politische, bürgerliche Parteien, deren Programm alles, nur nicht volkshundlich ist, gerade in den Gemeinden ihr Unwesen zu treiben angefangen haben, als beispielsweise in Böhmen Hunderte von Proletariern aus den „gastfreundlichen“ Gemeinden ausgewiesen wurden. Es ist ein Gebot der gesunden Weiterentwicklung aller Sozialpolitik, es ist ein Gebot der Humanität, daß die Cliquenherrschaft in den Gemeinden gebrochen und durch die Verwaltung durch alle ersetzt wird. Dann erst wird man von einer Hebung der Stellung der Gemeinden zum Staate sprechen können, um die sich die jetzt herrschenden Parteien erfolglos bemühen oder sich zu bemühen vorschüben.

Es gilt also ein altes Unrecht zu beseitigen, ein doppeltes Unrecht, das sowohl an der Arbeiterschaft, als auch an den Gemeinden begangen wird. Die Arbeiterschaft ist von der Verwaltung der Gemeinden ausgeschlossen und die Lebensmittelpolizei, die Gesundheitspolizei, das Armenwesen und wie alle die schönen Sachen heißen, die nach dem Wortlaute des Gesetzes die Gemeinden „insbesondere“ besorgen und ausführen können, die sehen auch darnach aus. Schon um ihrer selbst willen muß die Arbeiterschaft gegen das bestehende Wahlrecht der österreichischen Gemeinden, sowohl der großen als auch der kleinen, ankämpfen.

Aber auch der Entwicklung der Gemeinden kann es auf keinen Fall zuträglich sein, wenn der größere Teil ihrer Einwohner beiseite steht, begreiflicherweise ohne tieferes Interesse am Wohle der Gemeinde, die ja für ihn nur die Bringerin schwerer Lasten, schwerer Verpflichtungen ist. Doch daß die Mächtigen, die Herrschenden dieses Staates aus freien Stücken dieses ungeheuerliche Mißverhältnis ändern würden, daran ist nicht zu denken. Für sie hieße dies, eine Quelle direkter und indirekter Bereicherung leichtsinnig preisgeben, denn dann wäre ja doch nimmer die Rede von der „tunlichsten“ Wahrung der Interessen der Haus- und Grundbesitzer.

Die Arbeiterschaft muß auch für dieses Recht kämpfen, kämpfen mit dem ganzen Feuer und der ganzen Begeisterung, die auch die Feinde der Arbeiterklasse an ihr kennen und bewundern gelernt haben. Und in diesem Kampfe wird und muß uns immer das Bewußtsein leiten, daß wir durch den Kampf um das Gemeindevahlrecht eigentlich um die gesunde Entwicklung der Gemeinden kämpfen, daß wir also des menschlichen Zusammenlebens Grundlagen stärken, wird und muß uns das Bewußtsein leiten, daß wir einen Kampf um die Volksgesundheit führen, also um das höchste Gut des Menschen. Der Kampf ums Wahlrecht in den Gemeinden ist ein Kampf gegen eine veraltete, unmoderne Gesetzgebung, ist ein Kampf gegen die politische Bevorrückung der Besitzenden, ist ein Kampf gegen Mietzinswucher, gegen Lebensmittelverteuerung.

Nur die Feinde aller Demokratie können übersehen, daß die Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes auch für die Gemeinden der einzige Weg zur Rettung ist. Alle anderen wissen sehr wohl, daß bei uns den Gemeinden eine Demokratisierung ihrer Verwaltungen gerade so not tut, wie der Reichsgesetzgebung. Umsonst ist all das Schreien und Jammern, Schimpfen und Beschlagen der Herren, die zu Städtetagen zusammenkommen: Die Gemeinden vermögen nicht ihren Pflichten nachzukommen, weil es ihnen an Geld mangelt. Der Mangel ist aber zum großen Teile keine Folge geringer Einnahmen, sondern höchst irrationaler, unberechtigter Ausgaben für Feste, Kirchenbauten und dergleichen. Das müßte geändert und geregelt werden und eine vernünftige Reform des städtischen und überhaupt kommunalen Steuerwesens würde die Regelung ergänzen.

Doch ohne Teilnahme der Arbeiterschaft an der Regelung und an der Verwaltung ist nicht daran zu denken, darum heißt es für die Arbeiter, mit frohem Mute auf der ganzen Linie den Kampf um das Wahlrecht in den Gemeinden eröffnen, heißt es, einen neuen Feldzug gegen das österreichische Unrecht organisieren. Gar mächtige Festungen sind es, die es erobern heißt, Festungen, die von Mauern des Unrechtes und der Gewalt, der Rücksichtslosigkeit und Dummheit umgeben sind. Der Kampf ist desto schwieriger und langwieriger, weil seine Entscheidung der Machtbefugnis der Landtage vorbehalten ist, wo bis jetzt dieselben Herrschaften ruhig und ungestört beisammen sitzen. Aber haben bis jetzt nicht immer größere Hindernisse die Arbeiter nur zu größerem Eifer angetrieben, hat nicht die Arbeiterschaft gerade dann Großartiges geleistet, als sich ihr unerbittlich Gewalt entgegenstellte?

Ja, es handelt sich nur um den Beginn des Kampfes, es handelt sich nur darum, daß sich die Proletarier überall die schädlichen Folgen der bourgeoisen Gemeindeverwaltung mit ihrer souveränen Verachtung aller Sozialpolitik und ihrem Haschen nach eigener Bereicherung vergegenwärtigen — und dann wird niemand den Ansturm aufhalten können. Es gilt auch für die Gemeinde das erhabene Wort verwirklichen: „Ohne Pflichten keine Rechte, ohne Rechte keine Pflichten“. Verlangt man von uns Pflichten, nun, dann wollen wir unser Recht.

Laßt nun an unserem Festtage uns auch erinnern, daß ein gewaltiges Stück des Vormärz-Oesterreich unseren Kampf um die Besserung der Lage der Arbeiterklasse uns erschwert, laßt uns an diesem Tage erinnern, daß uns da ein großes Stück Arbeit bevorsteht. Laut ertöne unser Protest dagegen, — noch lauter unsere Versicherung.

Wir wollen den Kampf aufnehmen und zu Ende führen, bis die Arbeiterschaft in die Gemeindeämter sich überall Zutritt verschafft. Gebt uns unser Wahlrecht für die Gemeinden!

B. Stein.

Musik und Revolution.

Der Umschwung im Denken, Fühlen, Handeln, den eine Revolution bedeutet, muß sich naturgemäß auch in der Musik revolutionärer Epochen ausdrücken. Es fragt sich, wie diese Veränderung in Erscheinung tritt: was ist revolutionäre Musik? Es muß sich erst zeigen, ob die Musik der Revolution, d. h. einer revolutionären Zeit, auch revolutionäre Musik ist, eine Musik, die nicht nur dem Musikgelehrten, sondern auch dem einfachen Genießer mit jedem Takt sagt: hier tönt die Revolution. Von vorneherein ist es klar, daß ein großes Gebiet des musikalischen Schaffens, die Kammermusik, wenig Anhaltspunkte für die Betrachtung liefern kann; der Einfluß der Revolutionsstimmung wird sich gewiß auch hier geltend machen, aber nur in dem mittelbaren Sinn einer veränderten Technik. Günstiger steht es bei der musikalisch-dramatischen Literatur. Eine Oper kann leichter dem Zeitgeiste entgegenkommen. Die Wirkung von der Bühne herab verlangt engeren Anschluß an die Tagesströmung, und Text und Musik können die Revolution widerpiegeln.

Anfangs war es nur der Text. Die erste Oper, die zu Zeiten der großen französischen Revolution etwas von revolutionärem Geiste spüren ließ, war der „Tarare“ des Beaumarchais, der schon durch sein Lustspiel „Figaros Hochzeit“ die Revolution eingeleitet hatte. Der Inhalt der Oper, die am 8. Juni 1787 unter ungeheurer Spannung des Publikums in Paris zum erstenmale aufgeführt wurde, ist sonderbar und phantastisch genug. Die Natur, die in höchst eigener Person auftritt, will aus den über das ganze Weltall zerstreuten Atomen untergegangener Generationen eine neue Rasse schaffen, die die Erde bewohnen soll. Auf das Geheiß der Natur erheben sich von allen Seiten eine Menge Schatten beiderlei Geschlechtes. Zwei Schatten sollen besonders ausgezeichnet werden. Der Genius des Feuers, der Geliebte der Natur, macht aus dem einen, Uta, einen König, aus dem anderen, Tarare, einen einfachen Soldaten. Vergebens fleht der Chor der Schatten die Gottheit an, ihnen ihre Gleichheit nicht zu rauben, damit nicht der Bruder dem Bruder gebiete. Die Natur und der Genius des Feuers beeilen sich, in den Schatten „den Keim einer großen Idee zu erfinden, die glücklicheren Himmelsstrichen und günstigeren Zeiten bestimmt ist“, und lassen sie in das Nichts zurücksinken. Diese große Idee ist nichts anderes als die Lehre von der Gleichberechtigung aller Menschen, die hier zum erstenmale in einer Oper verkündet wurde. Im weiteren Verlauf bringt die Handlung nach einem angenommenen Zeitraum von 40 Jahren, die das Vorspiel ihrer Schwestern in ihr Grab, als der Geliebte mit einem Bataillon

durchaus edlen Mitteln herbeigeführten Sieg des einfachen Tarare, der schließlich sogar ein Musterkönig wird, über den tyrannischen Uta. Witten in der Krönungsfeier Tarares erscheinen zum Schluß die Natur und der Genius des Feuers, die beide die Worte verkünden:

„Sterblicher, wer du auch seist, Priester oder Krieger,
Mensch, ob du auf Erden bleibest Sieger,
hängt nicht von deinem Stande ab:
Den Sieg dir dein Charakter gab.“

Das war Revolution in aller Form. Daß die Willkür des Tyrannen unterliegen müsse der Pflichttreue eines konstitutionellen Monarchen, dessen ideale Verkörperung Tarare vorstellt, war ein revolutionärer Gedanke. Aber nur der Text der Oper war revolutionär; die Musik, die Salieri dazu geschrieben, kann sich dessen nicht rühmen. Zwar war auch hier eine kühne Neuerung versucht, an der aber der Komponist weniger Anteil hatte, als der Dichter: die strenge Unterordnung der Musik unter den Text. Die Musik besteht infolgedessen, von einigen wenigen und musikalisch nicht sehr bedeutenden Unterbrechungen durch Chöre und Arien abgesehen, nur aus rezitierenden Psalmmodien.

Gleichwohl scheint es, daß Beaumarchais mit seiner Forderung, die Musik müsse sich unterordnen, nicht so ganz Unrecht hatte; freilich behält er in einem anderen Sinne Recht, als er es dachte. Für die Zwecke einer revolutionären Gesinnung bleibt der Text das wichtigere Ausdrucksmittel. Es ist kein Zufall, daß die Entwicklung der Oper während der französischen Revolution immer fast nur am Text die Zeitströmungen erkennen läßt. Der Bastillenkrieg löste eine Reihe von Opern aus, die alle den glorreichen 14. Juli zum Gegenstand hatten. Der Musik merkt man es wahrlich nicht an, daß die Revolution verherrlicht werden soll. Der Text der Lieblingsoperen aber benützt geschickt alle Tagesereignisse. In einem Pariser Kloster war eine Nonne nahe daran, an Entkräftung zu sterben, als sie durch die städtische Garde befreit wurde. Einige Wochen später, im August 1790, wurde unter jubelndem Beifall eine von Bertou komponierte Oper aufgeführt, die den bezeichnenden Titel: „Die Klosterfurchen“ hatte. Lucile, ein junges Mädchen, wird wider ihren Willen gezwungen, den Schleier zu nehmen und das Klostergelübde abzulegen. Heimlich liebt sie einen Grafen; die Liebeskorrespondenz wird aufgefangen und die Nonne zur lebenslänglichen Einkerkelung in ein unterirdisches Gewölbe bei Wasser und Brot verurteilt. Schon geleitet sie eine Trauerprozession ihrer Schwestern in ihr Grab, als der Geliebte mit einem Bataillon

Nationalgardisten eindringt und sie rettet. Der Offizier verkündet im Namen des Gesetzes den Bewohnern des Klosters die Freiheit. Charakteristisch ist der Schluß. Auf die Frage der Äbtissin, mit welchem Recht er hier eindringe, antwortet der Offizier:

„Mit dem Recht der Menschlichkeit, die nicht mehr Verbrechen unter dem eiteln Vorwand, den Himmel zu rächen, begehen läßt. Gesetze, die zu halten wir geschworen haben, und denen sich niemand entziehen kann, und die Sie achten werden, zerbrechen die Gitter Ihrer heiligen Gefängnisse und geben der Natur so viele Unglückliche wieder. Unglückliche, die unvorsichtige oder erzwungene Gelübde der menschlichen Gesellschaft geraubt haben.“

Schließlich verspricht er Schonung aller religiösen Gefühle; wenn die Freiheit Mißbräuche bekämpfe, wisse sie die Institution von ihren Opfern zu unterscheiden. An die jungen Nonnen aber richtet er die Mahnung, ein Gott wohlgefälliges Leben dadurch zu führen, daß sie ihren Pflichten als Bürger des Vaterlandes und als Teile der Familie nachkämen. Die Nonnen, die das natürlich gerne hören, befehlen sich willig zur Freiheit, und so singen alle zum Schluß einen Hymnus an die Freiheit, der mit den Worten schließt: „Es lebe die Freiheit, das Vaterland und — der König!“ Denn noch immer war der konstitutionelle König populär. Das änderte sich freilich bald, und Beaumarchais, der, um die streitenden Parteien wieder auf das Programm der konstitutionellen Monarchie zu einigen, zu seinem „Tarare“ einen neuen Akt schrieb, der dieses Programm zum Ausdruck brachte, wurde heftig ausgepöbeln. Figaro war zwar ein revolutionärer Kammerdiener, aber immerhin ein Laik. Ja, es gab sogar eine ältere Revolutionsoper, die noch Ende Jänner 1794, in der Schreckenszeit, als Festvorstellung gegeben werden konnte. Ein Plakat kündigt die Vorstellung an:

Das Volk dem Volke.

Freivorstellung.

Zur Feier des Todes des Tyrannen wird die Nationaloper heute, am 6. Pluviose des Jahres 2 der Republik zur Aufführung bringen:

„Miltiades bei Marathon.“

„Die Belagerung von Thionville.“

„Die Hingabe an die Freiheit.“

Maifeier des Verbannten.

Befehlsstunde ist schon längst vorüber, als der gestrenge Herr Oberleutnant sich endlich entschließt, die Zwingertore öffnen und die Mannschaft, die draußen den steilen Serpentinpfad frisch aufschotterte, einrücken zu lassen. Die Schotterschlägel fliegen rasselnd in die Werkzeugkiste, dann heißt es noch, eine Weile „Habt Acht“ stehen, bis der „Dienstführende“ die Leute, welche morgen die Wache ablösen sollen, aufgerufen hat und endlich ist's Feierabend. Feierabend, nach dem man sich von 5 Uhr morgens ab für das Vaterland plagen mußte, ohne die geringste Ahnung zu haben, welchen Zweck die Naderlei eigentlich hat. Weiß Gott, warum eigentlich in dieser trostlosen Felsenwüste, in deren Schluchten ein paar armselige Ziegenhirten hausen, jeder Gipfelzacken eine steinerne Burg tragen und mit schwerem Geschütz armiert sein muß. Die paar Duzend Junaken im Tale, die von den Taten der Väter träumen, während ihre Herden in den Steinrinnen nach Graspüscheln fahnden, sind doch im Grunde seelenfroh, wenn sie sich es ein paarmal im Jahre gönnen dürfen, einen halbverhungerten Hammel der Schärfe ihres Handschans preiszugeben und sie denken schon längst nicht mehr ans Nasenabschneiden. Oder sollte ein Angriff durch den Nachbarstaat — Montenegro zu befürchten sein? Auch der Herr Oberleutnant, der ja ein studierter Krieger ist, bemüht sich vergebens, die Lösung dieses Problems zu ergründen. Er scheint sich zugeschworen zu haben, daß kein Schermesser sein Haupt- und Barthaar berühren darf, ehe er nicht die strategische Bedeutung dieser schrecklichen Verbannung erforscht hat. Der schneidige Salonlöwe sieht bereits so patriarchenmäßig aus, daß Stojan Radovic, der wöchentlich ein-

mal geschmuggeltes Tabak heraufbringt, ihn für einen verkappten griechischen Metropolit hält und sich jedesmal bekreuzt, wenn er ihn sieht.

Die Mannschaft grübelt nicht so intensiv über die höheren Zwecke dieses tödlich langweiligen Rordondienstes, aber sie denkt: Wenn man seine Zeit schon in diesem Felsenkerker verbringen muß, sollte man doch dafür wenigstens ein paar Erleichterungen haben. Nicht so viel Stein klopfen und Wegeschottern; vor allem aber nicht 6 bis 8 Stunden auf dem Gipfelplateau exerzieren, daß zum Schluß alle Glieder schmerzen. Der liebe Gott hat diese wilde Gegend in einer recht bizarren Laune geschaffen, aber auf die Wünsche der hohen Militärbrigade hat er doch Rücksicht genommen. In seiner Weisheit und Gnade hat er dafür gesorgt, daß selbst in dieser Steinwüste, wo alles drunter und drüber geht, wo nicht ein Fleckchen eben ist, die notwendigen Exerzierplätze vorhanden sind. Soll man sich da nicht gütigen? Und Tag für Tag gütigt sich die Mannschaft und verzehrt sich in Angebot.

Auf der Brüstung der Umfassungsmauer sitzen sie in langer Reihe, wie ein Schwalbenschwarm auf dem Telegraphendraht. Verdrossen starren sie hinaus in die Dede und alle Blicke schweifen zum Meere, das silberschimmernd durch die Lücken des Felsenwalles blinkt. Was ist ihnen die erhabene Schönheit dieser Landschaft, die ihr Kerker ist! Nur ein Gedanke beherrscht alle: hinauskommen aus diesem Felsenlabrynth. Und ihr Wonnetraum ist der große Lloyd-Dampfer, der einst kommen wird, sie zu erlösen und sie nach Norden zu entführen in die Heimat, in die Freiheit, zur Arbeit.

Auch heute träumen sie ihren Wonnetraum und starren hinaus auf die Adria, deren blaue Fläche im

Abglanz der sinkenden Sonne blinkt und blüht. Aber merkwürdig stille sind heute die lauten Zungen, die sonst mit schreiender Fröhlichkeit ihren Sehnsuchtschmerz übertäuben. Da und dort werden flüsternde Gespräche geführt, die meisten aber schweigen verdrossen.

Auch der „dienstführende“ Zugführer scheint sich in seine Pfeife ganz verliebt zu haben und würdigt den Gefreiten, der neben ihm sitzt, keines Wortes. Endlich bricht er zögernd das Schweigen und sagt, indem er einen merkwürdigen Blick auf den jungen Gefreiten wirft: „Heut' wär's in Wien oder in Prag auch mir Besonderes. Bereitschaft, Konfignierung, hundert Patronen, kein Ausgang und doch ist's in Wien und Prag doch grad am 1. Mai so schön ausgehen.“

Der Gefreite blickt betroffen auf und wagt nichts zu erwidern.

„Wenn ich heut' in Zivil wär“, sagt der Zugführer etwas zögernd und blickt den Gefreiten durchdringend an. Der erwidert den Blick, aber er schweigt noch immer.

Der Zugführer bläst ein paar mächtige Ringe in die Luft, holt dann tief Atem und spricht dann wieder, stockend und hüpfend: „Mein Gott, 's ist ja weiter nichts dabei. Ich bin ein Modellfischer und hab' in Wien gearbeitet. Am 1. Mai bin ich halt auch in den Prater 'gangen, wie alle meine Kameraden. Und es war sehr schön. Da darf ich freilich keine solchen Lieder singen. Aber wenn ich den Rock wieder auszieh' und ins Zivil wandl' schlupf' Ja verstehst mich denn nit, bist denn du kein Arbeiter?“

Noch eine Weile lähmt es dem Gefreiten die Zunge, aber dann bricht er los: „Ja freilich bin ich

In dieser „Hingabe an die Freiheit“ hatte die Marschallaise zum erstenmale die Bühne erobert. Ein szenisches Bild rief besondere Begeisterung hervor. Vor einem Altar steht die Statue der Freiheit. Ein religiöser Marsch erklingt, Tänzer treten vor und bringen ihre Gaben am Altare dar. Die heiligen Feuer werden entzündet und ein weisevoller Chor zum Lobe der Vaterlandsliebe und der Freiheit erkant. In die Zeremonie dringt störend das Geläute der Turmglocken. Man hört Kanonenschüsse, lautes Trompetengeschmetter ruft die Verteidiger des Vaterlandes zum Kampfe auf, zwanzig Tambours schlagen den Generalmarsch, alles erhebt sich und greift zu den Waffen. Im selben Augenblick stürzt eine ungeheure Volksmenge mit Ketten, Riden, Flinten bewaffnet auf die Bühne, flammende Fackeln in Händen und mit furchibarer Kraft und wüstem Geschrei den gewaltigen Refrain: „Aux armes, citoyens“ (Zu den Waffen, Bürger) singend. — Diesmal ist es wenigstens nicht das szenische Bild allein, das die Revolution darstellt, sondern zum Teil wenigstens auch die Musik. Die Klänge der „Marschallaise“ waren es, die die Menge begeisterten.

Doch woher kam diese Melodie? Aus einer Dramenmusik, die mit Revolution und revolutionären Gefühlen nicht im entferntesten zu tun hatte. Fast möchte man sagen: es ist ein Glück, daß die Melodie nicht zum Text komponiert, sondern einfach ihrer schon früher erworbenen Popularität halber hinzu genommen wurde. Denn mit der „Besinnungsmusik“ war es nun einmal nichts, gleichgültig, ob sie republikanisch oder royalistisch war. Die patriotischen Opern, die der Herrherrlichung der Revolution dienen, sind ebenso armfelig an Musik, wie jenes Machwerk „Ludwig IX. in Aegypten“ von Lemoyne, das den „guten König“ dem Volke gefällig machen wollte. Die Musik zur Marschallaise war populär, noch bevor sie die „Marschallaise“ war, und sie wurde es erst recht durch den Text. Populär waren zu gleicher Zeit noch viele andere Melodien und Bänkel; daß gerade diese gewählt wurde, um als Nationalhymne zu dienen, hat ihren Grund wahrlich nicht in dem revolutionären Charakter ihrer Musik, so hoch man diese auch einschätzen mag: sie wirkte revolutionär, weil es Revolutionäre waren, die sie sangen.

Unglaublich erschiene es, wenn eine Epoche, wie die der französischen Revolution, der Musik nicht im geringsten ihren Stempel aufgeprägt hätte. Dazu kommt, daß jene Zeit der Musik durchaus nicht Feind, sondern im Gegenteil sehr musilliebend war. Als das lächerliche Theaterprivilegium aufgehoben worden war, gab es 1791 in Paris über dreißig Bühnen, von denen die Mehrzahl auch musikalische Genüsse bot. In der Tat besitzen wir zwei Opern, die den Einfluß

der Revolution auf die Musik sichtbar darstellen. Die eine ist „Lodoiska“ von Cherubini, zum erstenmal im Juli 1791 aufgeführt. Ueber die Musik gab es auch unter den Zeitgenossen nur eine Stimme der Bewunderung und noch mehr des Erstaunens über das unerhört Neue, das hier mit selbstverständlicher Sicherheit in die Musik eingeführt wurde. Und heute sagt einer der besten Kenner der Musik jener Zeit, Max Diez, über die Musik dieser Oper, daß sie eine Revolution auf dem Gebiet des musildramatischen Schaffens bedeutet durch die formelle Ausgestaltung ihrer Musikstücke, den Reichtum der Harmonik und der Fülle der instrumentalen Mittel. Als geistige Vorzüge zu diesen mehr technischen gesellen sich Tiefe der Konzeption, Reichtum der Erfindung, durchdringende Kraft und charaktervolle Wahrheit des Ausdrucks. „Das Wehen eines neuen Geistes wird hier fühlbar. Die Revolution hatte damit den ihrigen Stimmungsgehalt entsprechenden Ausdruck gefunden.“ Und der Text dieser revolutionären Oper? Ebenso wie der der zweiten, der „Räuberhöhle“ von Sœur, die einige Jahre später aufgeführt wurde, eine rührende, tränenfellige Liebes- und Entführungsgeschichte, nur daß die „Räuberhöhle“ in manchen Nebenmotiven sich mit Schillers „Räubern“ berührend, um einen edlen, ach so edlen Räuber mehr hat. Das war die Lieblingsoper der Schreckenszeit! Die Günst des Publikums machten ihr immer noch rührende Geschichten wie „Paul und Virginie“ und — heitere Operetten freitig. Denn man lachte auch zu Robespierres Zeiten gern. Eines der Lieblingsstücke dieser Zeit war die ältere Operette „Die Rittständerinnen“ von Devienne, die viel Wit und Frivolität in Musik und Text, in diesem von revolutionärer Stimmung nichts als eine Versöhnung der leuchtenden Nonnen bringt.

So kommt der geistige Einfluß einer Epoche auf die Musik nur in rein musikalischer Weise zum Ausdruck. Revolution in der Musik gibt es eigentlich nur in einem sehr übertragene Sinn. Die Musik allein kann nicht revolutionär wirken, nur unseren Empfindungen bis zu einem gewissen Grade entgegenkommen. Das Schicksal der „Marschallaise“ ist bezeichnend: uns in Deutschland und Oesterreich gilt sie mit Recht als ein revolutionäres Lied; in Frankreich ist sie zum Parademarsch für defilierende Soldaten, zur bourgeoisen Litanei worden, von der die französischen Revolutionäre ebenso mit Recht nichts mehr wissen wollen.

Dagobert.

Proletariat und Schule.

Von Franz Schuhmeier.

Wir österreichischen Arbeiter haben wahrhaftig im Kampf um den wahren Fortschritt auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und politischen Lebens mehr zu tun, als unsere Klassengenossen in den anderen sogenannten Kulturstaaten, denn Oesterreich ist nicht nur ein sehr rückständiges Land, sondern bei uns stemmt sich die herrschende Klasse auch viel entschiedener gegen den wirklichen Fortschritt, als es anderwärts der Fall ist. Pfaff, Adel und Kapital, diese irdische Dreieinigkeit, streitet sich gewiß in manchen Dingen, aber wo es gilt, den Fortschritt zu hemmen, da ist sie eines Sinnes. Die ausgesprochenen reaktionären Elemente leisten Widerstand, wo sie nur das Wort Entwicklung hören, denn sie befinden sich so wohl in diesem Staate, der immer mehr sich ihrer Führung unterwirft, und was sich „freisinnig“ nennt, rät stets zur Vorsicht, will sich nicht „überhasten“, rüstet nach jedem Gedanken an die Entwicklung und rostet so in den rückständigen Zuständen ein. Die Reaktion ist unausgesetzt an der Arbeit, dem Stürmen und Drängen neue Bollwerke entgegen zu stellen, während der Freisinn im Bürgertum zur Trägheit geworden ist. Da sich das Bürgertum selbst nun nicht mehr wehren kann, kriecht es unter, und Pfaffe, Adel, Kapital beherrscht nicht nur das arbeitende Volk, die rechtlosen Massen der Arbeiter, nein, es hat auch das nichtkapitalbesitzende Bürgertum, und dieses erst recht unter seiner Gewalt.

Jeder Fortschritt wird bei uns nicht als eine Notwendigkeit, als etwas Unabwendbares, Begründetes genommen, sondern als eine Sache behandelt, bei der erst herausgerechnet werden muß, was sie der herrschenden Klasse kostet. So sind wir politisch soviel wie rechtlos geblieben, nur weil den Herren um ihre Mandate bangt, so stocken bei uns die sozialen Reformen, weil der Geldsack des Ausbeutertums, jeder Nation und Konfession, um seinen heiligen Profit fürchtet.

Diese Vielseligkeit unseres Kampfes zeigt sich auch bei der Maifeier. Wir fordern darum am 1. Mai nicht nur die uns kraft der Konstitution zukommenden politischen Rechte, als deren erstes Recht das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht gilt, und den Ausbau der Arbeiterschutzesgesetzgebung, mit dem Achtstundentag und Minimallohn, sondern auch die freie Entwicklung der Schule den Kindern des Volkes.

„Wie die Jugend wird, so wird die Zukunft!“ Nach diesem Grundsatz sehen wir das Mädelertum sich in der Volksschule herumtummeln. Die Schule ist zum Streitobjekt geworden, denn dort wird die Jugend in ihrer großen Mehrzahl erzogen. Das Mädelertum hat sich auf dem Gebiete des Volksschulwesens schon so eingenistet, daß es von dort aus am schwersten zu vertreiben ist.

ein Arbeiter und ein bewußter Arbeiter ganz so wie du; ein Organist, ein Noter.“

Dem Zugführer fällt der Pfeifenkopf und er merkt es nicht. So beschäftigt ist er mit dem kräftigen Händedruck, womit er dem jungen Kameraden sein Einverständnis bekundet. Und nun fallen alle Hüllen, die Seelen offenbaren sich, in leisem aber lebhaftem Gespräch feiern zwei Genossen, fern von Heimat und Arbeitsstätte, ihren ersten Mai.

Immer lebhafter und fröhlicher werden sie. Herrgott, wenn man nur so singen könnte, wie man möchte. Warum ist's denn heute überhaupt so still? Sonst pflegen die drei Italiener vom Artilleriedetachement ihre schönen Lieder zum Besten zu geben, heute aber sind sie ganz ruhig und flüstern bloß miteinander. Wenn man ihnen nur so erzählen könnte, was der 1. Mai bedeutet und wie es uns ums Herz ist. Auch den armen tschechischen Infanteristen da drüben möcht' man's so gerne sagen. Sind auch lauter Proletarier und es wär recht schön, wenn man ihnen ein Licht aufstecken dürft', damit sie im Zivildann gleich wissen, wohin sie gehören.

Die Italiener flüstern und wispeln weiter, alle Sangeslust scheint sie heute verlassen zu haben. Da ruft endlich der „Dienstführende“ übermütig hinüber: „So singt's uns doch was vor, Kapelmacher, wißt Ihr denn nicht, daß heut der 1. Mai ist und daß wir lustig sein wollen? . . . Avanti, avanti . . . canti, canti . . .“ Der Artilleriecorporal nickt dem Zugführer zu, spricht dann noch eine Weile ganz leise mit seinen Landsleuten und dann legen die drei los. Aber merkwürdig, nicht mit schmetterndem Tenor, wie sonst, sondern pianissimo singen sie ihre Canzonetta. Und was sind das für bekannte Klänge! . . .

Dem Zugführer schlägt die Ueberraschung abermals den Pfeifenkopf vom Rohre, aber schon ist er den „Kapelmachern“ an die Klänge gerückt und singt mit verklärten Wienen mit: „Wohlan wer Recht und Wahrheit achtet, zu unserer Fahne steht zu Haus . . .“ Und auch der Gefreite ist da und singt mit. Aber die Ueberraschung hat kein Ende. Da tauchen aus der großen Schießscharte die Leiber von zwei tschechischen Infanteristen auf, die tollten Burtschen schwenken und rufen ihr „Na zdar“ so gröhrend laut herauf, daß man ihnen ein über das andermal ein warnendes „Pst“ zurufen muß.

Die Sonne sinkt in die Adria und blutigrot färbt sich die Flut. Seht doch ihr verbannten Proletarier, die ihr fern von der Heimat eurer großen Sache gedenkt, der Dzean spendet euch ein rotes Banner. Sie sehen es und ihre Herzen erglühn in heiliger Begeisterung . . .

Ein Säbel rasselt über die Steinfleien, der Herr Oberleutnant kommt auf Besuch zur Mannschaft. Der gestrenge Herr tut das alle Abend. Wenn es dunkel wird, legt er den Roman, den er tagsüber liest, weg und verläßt seine Zelle, um wenigstens ein halbes Stündchen mit Menschen zu verkehren. Wenn er nur menschlich mit ihnen verkehren dürfte — wie ein Gleicher mit Gleichen. Aber der arme Herr muß Distanz halten, kein vertraulicher Ton darf bestehen zwischen ihm und seinen Untergebenen. So geht er denn immer eine Weile bärbeißig im Hof herum, bis er endlich ein dienstliches Thema findet, über das sich ein Gespräch führen läßt. Heute aber scheint er seinen Gesprächsstoff schon bereit zu haben. Die Mannschaft gruppiert sich um den Gestrengen, er befiehlt „Ruht“ und hebt an:

„Heute ist der 1. Mai. Mancher von euch wird schon vom Zivildann wissen, was das bedeutet. Ich

will das nicht näher untersuchen und hoffe, daß ihr beim Militär schon gelernt habt, was sich für einen ordentlichen, braven Menschen scheidt. In dieser gottverlassenen Gegend — ah! Herstell! — in diesem Kronland, ist es natürlich nichts mit dem 1. Mai. Aber in den großen Garnisonen, in Wien, in Graz oder in Prag stehen unsere Kameraden heute bereit gegen den inneren Feind. Der innere Feind sind nämlich die Leute, die euch im Zivildann einreden werden, daß die Arbeiter so einen Feiertag brauchen, an dem sie der Welt zeigen, daß nichts vorwärts geht, wenn sie nicht sind. Ihr habt beim Militär gehorchen gelernt, merkt euch das für das Zivildann, daß ihr dann auch als Arbeiter der Obrigkeit gehorchen müßt und euch aus dem, was diese Sozialisten und Radikalen euch einreden, nichts machen dürft. Die wollen euch nur gegen Thron und Altar und gegen die Leute, die sich mit harter Arbeit ein Vermögen erspart haben, aufheben. Wenn ihr euch von ihnen aufheben laßt, verdient ihr nicht die Ehre, Soldaten gewesen zu sein. Merkt euch das! Eines könnt ihr allerdings von diesen Leuten lernen. Zusammenhalten verstehen sie. Ob sie Deutsche oder Tschechen, Slowenen oder Italiener sind, sie halten zusammen. Das sollt ihr auch. Nationen soll es bei uns nicht geben, ihr seid keine Deutsche oder Tschechen, sondern ihr seid Oesterreicher. Darum vertragt euch miteinander und zeigt, daß man uns Soldaten noch immer zurufen darf: In eurem Lager ist Oesterreich! Abtreten!“

Die Mannschaft geht ihrer Wege und der Herr Oberleutnant schlüpft wieder in seine Zelle, um seinen spannenden Roman bei Lampenlicht weiter zu lesen. Der „Dienstführende“ aber murmelt dem Gefreiten ins Ohr: „In eurem Lager ist die Internationale.“

S. 53.

Die Kuttenträger haben sich dort nicht nur zum Vor- mund der Kinder, sondern auch der Eltern aufgeworfen. Sie, die keine Kinder haben — wenigstens nicht öffentlich — kommandieren von der Volksschule aus Eltern und Kindern den Gehorsam. Wir Arbeiter stemmen uns dagegen, wir protestieren gegen diese freche An- maßung, aber das Bürgertum ist zu feige zur Abwehr auch auf diesem Boden, es hält etwas auf Religion, als ob der klerikale Einfluß, die Sucht das Volk zu verdummen, ein Gottesbefehl oder erste Sägung des Christentums wäre.

Dazu kommt aber noch, daß gerade bei uns zu Lande das Wissen nie ein gangbarer Artikel gewesen ist. Es war stets ein Privileg derer, die etwas hatten, auch das Wissen wurde monopolisiert. Oesterreich konnte darum schon nicht ein Land der Wissensfreunde werden, sondern ist das Land der Glaubensfreunde geblieben, bis auf den Tag. Es als solches zu erhalten, daran arbeitet Rom mit seinen allerhöchsten Werkzeugen.

Der Geburtstag des eigentlichen Volksschulwesens fällt in Oesterreich auf den 6. Dezember 1774, den Tag, an dem über Bewogenheit der Kaiserin Maria Theresia die kaiserliche Schulordnung erschien. Oesterreich war damals gerade wieder so recht katholisch gemacht worden und just in dieser Zeit wurde der Grundstein zur Volksschule gelegt. . . . Diese erste Schulordnung schloß den Gedanken in sich, daß die Vermittlung einer elementaren Bildung für die Kinder aller Volksschichten vom 6. bis zum 13. Jahre zur strengen Pflicht gemacht werden soll. In erster Linie wurde diese allgemeine Bildung „im Hinblick auf die Zwecke des Staates“ gefordert und Kaiser Josef brachte den Gedanken der elementaren Bildung für die Kinder aller Volksschichten zum Ausdruck, indem er den Schulzwang einführt. Der erste Reformator aber vergaß eben sowohl als die Schöpferin der Schulordnung dafür Vorkehrungen zu treffen, daß der Staat auch die Mittel für die Volksschule herbeizuschaffen hat. Dieses Vergessen führte dazu, daß der staatliche Einfluß auf die Volksschule sehr bald auf Null herunterfiel und heute noch Schichten der Bevölkerung anzutreffen sind, die uns, nur weil wir eine gute und ausreichende Volksschule wollen — beschimpfen und bekämpfen. Es gibt Parteien, in deren Agitation auch uns gegen- über es einen Hauptpunkt bildet, daß sie ihren Wählern versprechen und geloben, diesen Forderungen jederzeit auf das energischste entgegen treten zu wollen. Es ist das zwar nicht ehrenvoll für die betreffende Partei, hat sich aber gerade bei Wahlen in Wien und Niederösterreich schon als sehr einträglich erwiesen. So stocken wir inmitten des Schuljammers.

Wir haben in Oesterreich erstens zu wenig Schulen. 26 Millionen Einwohner ver- fügen nicht über 20.000 Schulen. Noch weniger Schulen als in Oesterreich gibt es freilich in Rumänien, Bul- garien, Rußland und Serbien. Wohl eine Wahrheit aber kein Trost. Dazu kommt noch die Fälschung der Statistik über unsere Volksschulen. Es wird nachgewiesen, daß die Volksschulverhältnisse heute gegen 1848 besser geworden sein müssen, denn während damals nur für Volksschulzwecke 2.500.000 Gulden ausgegeben worden sind, werden nun 45.000.000 Gulden geopfert. Ja, von wem „geopfert“? Vom Staate? Nein, denn der leistet von einem Budget im Betrage von mehr als 1.800 Millionen Kronen für die Volksschule die lächerlich geringe Summe von — 5.608.612 Kronen. Was aber das Volk für seine Kinder braucht, die Volksschule, muß es sich noch extra leisten. So treffen wir in zahlreichen Kron- ländern noch das Schulgeld an, und in den meisten Gemeinden, in denen eine Schule errichtet wird, müssen Schulden gemacht und Umlagen erhöht werden. Auf diese Art werden am Lande die Gegner der Schule aus dem Boden gestampft.

Analphabeten gibt es daher nicht nur aus den Jahrzehnten hinter uns, sondern auch aus der Zeit, die wir mitzuleben Gelegenheit haben, und wenn sich nicht endlich der Staat dazu bequemen wird, auch für die Volksschule die Mittel beizustellen, wird es Analpha- beten auch noch in der Zukunft geben. Das geschaffene Analphabetentum stellt die Garben der Glaubens- freunde und die billigsten Arbeitskräfte. In Galizien, dem Lande, in dem es mehr als 600.000 Leute gibt, die weder lesen und schreiben können, finden wir daher auch Löhne für Arbeiter, von denen der kleinste Hund irgend einer Herrschaft nicht erhalten werden kann, „Löhne“ in der „Höhe“ von 20 und 24 Heller pro Tag. . . . Wir haben also ein großes Interesse daran, daß das Volk wissend zum Leben erzogen werde.

Wir wollen gute Schulen in genügender Anzahl auch für die Kinder des Proletariats. „Der Sohn des Bettlers und der Sohn des Fürsten sind gleicher Natur; in allen herrschen dieselben Entwicklungs-gesetze.“ Wir wollen eine gute Volksschule frei vom Einflusse der Pfaffen. Charaktere soll die Schule bilden, nicht Mucker und Ducker, Menschen vorbereiten, die ihrer Menschenwürde bewußt werden können, nicht demutsvolle Arbeitstiere. Darum verlangen wir: Trennung der Schule von der Kirche und Trennung der Kirche vom Staate. Die Arbeiter-schicht schickt ihre Kinder nicht in die Schule, damit sie dort für den Kriegsdienst Roms vorbereitet werden. Daß die Kinder des Volkes zu Söldnern affentiert werden, darf sich die Arbeiter-schicht nicht gefallen lassen.

„Wie die Jugend wird, so wird die Zukunft!“ Nichten auch wir uns darnach und werden wir nicht müde in der Wahrung unserer Interessen auch nach der Richtung hin.



Die Kämpfer.

Sie kämpfen nicht mit Schwertern und nicht in Schlachten- reiß'n.

Doch kämpft ihr ganzes Leben, doch kämpft ihr ganzes Sein. Nicht Todeswaffen tragend, in Arbeit kämpft ihr Arm; Er kämpft in Not und Hunger, gegen allen Lebensharm.

Sie kämpfen gegen Elend, darin sie aufgewiegt.

Sie kämpfen gegen Leiden, noch immer unbeseigt.

Gegen schwere Lasten, lebenslang getragen,

Für eine schön're Zukunft kämpft froh ihr starkes Wagen.

Sie kämpfen mit dem Blicke, der Kinder hungern sah, Der fast schon brechen wollte, wenn die Verzweiflung nah Der Blick der zukunftsicher, niemals nach rückwärts blickt, Der mit hellem Sunkeln, ein Schwert in seiner Scheide zückt.

Ihr Recht und ihre Hoffnung, das ist ihr starker Schild. Und ihre Kampfesweise ist wie die Zukunft mild.

Sie kämpfen nicht im Panzer des Hasses eingezwängt.

Sie kämpfen mit all der Liebe, die eine ganze Welt umfängt.

Heil Euch, Ihr tapfern Streiter um gold'nes Sonnenlicht, Aus deren starken Sägen ein ew'ges Hoffen spricht!

Glück auf, Ihr frohen Kämpfer der milden Friedensschlacht, Glück auf, Ihr Friedenstriege! Heil Eurer frühlings- jungen Macht.



Siege und Niederlagen.

Am späten Nachmittag eines stürmischen Wahltages ein leeres Agitationslokal. Zettel, Kuverts, Aufrufe liegen zertrümmert und beschmutzt auf dem Boden. Die Wähler- listen liegen sauber zusammengebunden auf einem Tisch, hinter dem ein alter Mann wartend sitzt. Von Zeit zu Zeit sieht er auf die Uhr.

Der Alte: Herrgott, jetzt könnte einer schon da sein. Teufel noch einmal, man möchte doch wissen . . . Jetzt haben die jungen Kerle doch nichts mehr zu arbeiten, da könnte wohl einer herüberspringen, in Teufelsnamen, und sagen, wie es steht. Kritisch ist's ja. Das hätten wir nicht erwartet, daß so viele sich gegen uns erheben und stimmen. Ach, der Herr- gott hat einen großen Tiergarten. . . .

Ein Jüngling (stürzt herein): Vater! Gut steht's! Wir sind mit vierzig Stimmen im Vorsprung. Ich glaub', wir siegen!

Der Alte schweigt.

Der Jüngling: Aber Du lachst ja nicht ein- mal. Drüben im Sitzungssaal jubeln sie und rufen Hoch bei jeder Stimme, die uns gilt. Alle zählen laut mit. In fünf Minuten ist's entschieden. Aber warum freust Du Dich nicht?

Der Alte: Das hat noch Zeit. Vorläufig über- leg ich, wie's überhaupt möglich ist, daß die andern so viel Stimmen kriegen.

Ein zweiter Jüngling (stürzt herein): Injam! Wir unterliegen. Sechzig Stimmen hinter- einander sind für den andern abgegeben worden. Von uns haben sie zwanzig Stimmzetteln ungiltig erklärt! S'ist unerhört. An diesen Schurken muß einmal fürch- terliche Rache genommen werden. Aber, Vater, Du redest ja kein Wort. Du empörst Dich nicht? Bist Du, Vater — ich werde irre an Dir — bist Du auf einmal gleichgiltig geworden?

Der erste Jüngling: Ja, es ist wahr, wa- rum sagst Du nichts?

Der Alte (gütig): Jungen! Ich liebe überhaupt die knappen Siege nicht. Ich denke daran, wie es möglich ist, daß die andern so viel Stimmen kriegen! Die Jünglinge: Schön. Dann denk Du nach! Uns aber laß' wieder hinüber!

Der Alte: Nein.

Die Jünglinge: Vater! . . .

Der Alte: Schaut, Jungen, tun könnt Ihr drüben gar nichts mehr. Gäß's noch etwas zu arbeiten, ich wär' der erste, der Euch hier nicht duldet! Drüben im Sitzungssaal sehen hunderte Arbeiter der Kom- mission auf die Finger. In wenigen Minuten wird man die Nachricht herbringen. Wartet hier! Bleibt!

Die Jünglinge: Warten? Das können wir nicht. Unser Blut ist noch zu jung und heftig, wir können nicht warten. —

Der Alte (mit großem Ernst): Das müßt Ihr also lernen! (lächelnd) Sogar ein bißchen mehr warten, als Ihr glaubt.

Die Jünglinge (heftig): Aber in diesen fünf Minuten entscheidet es sich, ob wir siegen oder unter- liegen.

Der Alte: Das war in jener Minute ent- schieden, da das Wahllokal geschlossen und kein Mann mehr zur Urne gelassen wurde. Uebrigens, Sieg, Niederlage, glaubt Ihr wirklich, daß unsere ganze Zukunft davon abhängt?

Die Jünglinge: Nun, es wäre ein Schritt nach vorwärts. . . .

Der Alte: Sicherlich! Auf einem Weg! Was tut Ihr, wenn Ihr eilig irgendwohin wollt und die direkte Straße versperrt und unpassierbar ist? Ihr geht ein paar Häuser weiter und schlägt den nächsten Weg ein. Nun, so ist es überhaupt! Sieg? Nieder- lage? Wer mit Kraft zu einem Ziele strebt, kommt vorwärts! Ob nun eine Straße durch eine Niederlage versperrt ist oder nicht? Ein indisches Sprichwort sagt: Du müßt den Weg verlieren, da- mit Du die Gegend kennen lernst!

Die Jünglinge: Was hat das mit dem heutigen Kampf zu schaffen?

Der Alte: Jungen, begreift Ihr das nicht? Ob wir heute verpielen oder gewinnen, wir lernen die Gegend kennen. Wir lernen erkennen, wie groß der Tiergarten des Herrn ist. Wie viel Schafsköpfe, wie viel Feiglinge, wie viel Betörte, wie viel Schurken neben uns leben. Glaub mir, das ist wichtiger als ein Scheinsieg, der nur darauf beruht, daß die Feinde zu lässig sind, um sich zu rühren. Denn in den großen Stunden der Geschichte (oft hat man erst nachträglich ihre Größe erkannt) erhebt sich Dummheit und Tüde alleweil zu einem festen Bund. Seien wir froh, daß sie sich heute schon offen erhoben. Da können wir ihnen wenigstens die Betörten noch rechtzeitig ab- sperren. . . . Ist denn ein Sieg wirklich immer ein Sieg und eine Niederlage eine Niederlage? Ich sage Euch: Wer mit Kraft zu einem Ziele strebt, für den werden Niederlagen zu Siegen! . . .

Die Jünglinge: Vater, sei nicht böse, das klingt zwar sehr schön, aber. . . .

Der Alte (zornig): Ernstlich böse dürft Ihr mich nicht machen! Was ich sage, ist gefüttert mit Erfahrung. Ich will Euch kein entferntes, sondern ein nahes Beispiel geben. Bei den letzten Wahlen unterlagen wir Sozialisten, weil das vereinte Klein- bürgertum, die Greislerpartei, mit aller Tüde gegen uns vorging. Gut! Wir „unterlagen“. Als Poli- tiker! Tags darauf aber ging durch das ganze Land die Lösung: „Arbeiter, tragt Euer Geld nicht zu Euren Feinden! Lebt täglich Weisheit beim Geld- ausgeben, als Konsumenten.“ Und die Folge war: Ein Sieg der Konsumgenossenschaftsbewegung, wie wir ihn so schön gar nicht erwartet haben. Für viele ist es gar keine Frage, daß dieser Sieg nützlicher war als die vorhergehende Niederlage schädlich. Nein, Jungen, Niederlagen werden Siege für die, die starken Willens zu einem Ziele streben! . . . Aber ich halt' Euch zu lang auf, Ihr wollt hinüber. . . .

Die Jünglinge: Nein, sprich weiter!

Der Alte: Nun, was häit' ich noch zu sagen? Das Gegenstück. Ihr wißt: Wer siegt, wird aufrichtig. So lange man noch kämpft, kann man sich verstellen. Hat man aber die Macht in Händen, so fallen die Lügen, die betrügerischen Vorspiegelungen, die Schau- spielereien, wie zerschlossene Kleider von den Gliedern. Die Spannung des Kampfes läßt nach, die Gehirne werden träge. Den Gefügten fehlt der eigentliche Ansporn. Der Mächtige wird faul, frißt sich an, wird jatt. Deshalb sprach ein großer Weiser: „Die

Macht verbummt." Nur wer kein Lügner ist, dessen Wesen und Wirken echt ist, der darf die Krone der Macht unbeschädigt aufs Haupt setzen. Die Schurken verraten uns ihr Wesen, wenn sie erst mächtig werden... Erinnert Ihr Euch, um bei einem nahen Beispiel zu bleiben, wie schamlos die Sieger vom letzten Mal für neue Soldaten, für neue Millionenbelastungen unseres bedrängten ausgefogenen Volkes stimmten? So schön offen, so aufrichtig volksfeindlich, so ganz schamlos sind sie doch erst durch ihre Siege gemacht worden. Deshalb werden den Betrügnern Siege zu Niederlagen, weil die Macht ihre Günstlinge zwingt: Sich zu offenbaren! Viele Lügen müssen erst genug siegen, um desto sicherer absterben zu können!... Aber jetzt bin ich selbst begierig, zu hören, was drüben los ist. Bitt' Euch, geht.

Die Jünglinge: Laß' uns mit Dir plaudern.
Der Alte: Ja, während des Wartens schmeckt das Nachdenken.

[Die Tür wird aufgerissen, eine Anzahl Leute stürzt herein und schreit: Morgen ist Stichwahl! Stichwahl!]

Der Alte: Morgen? (zu den Jünglingen) Auf! Zu den Tischen! Die Listen her! Heut' Nacht wird nicht geschlafen! Weisheiten schmecken gut in der Zeit des Wartens. In den Stunden der Entscheidung schmecken nur Taten. An die Arbeit!

Stephan Großmann.

Maienerinnerungen.

Von Max Winter.

Es war im Jahre 1890, im Geburtsjahr des proletarischen Weltfeiertages, in dem Jahre, in dem der Wille des Proletariats der Welt einen Tag des Feierns, einen Tag der Ruhe einsetzte. Neuem, Ungewissem stand alle Welt gegenüber. Vor allem die Proletarier selber, die wohl wußten, was sie wollten, die aber nicht wissen konnten, welche Dummheiten die Gehirne der Herrschenden noch ausbrüten werden. Und Dummheiten spukten damals in allen Köpfen. Die Tochter der Ungewißheit, die Furcht, wurde zur Mutter der Dummheiten. Für nicht wenige war der 1. Mai mit dem Weltuntergang gleichbedeutend, umso mehr als dafür ja schon deutliche Anzeichen vorhanden waren und als sich diese Anzeichen immer mehr mehrten. Im April 1900 verging wohl kein Tag, an dem die Zeitungen dem Spießer zum Morgenkaffee nicht einen neuen Streif aufstichteten. Bald sollte ihm das Häuserbauen verteuert werden, weil die Maurer mehr Lohn und kürzere Arbeitszeit begehrten und für diese Forderung auch kämpften, dann wurden wieder die Mailkorso-Toiletten der „Gnädigen“ in Gefahr gebracht, weil diese „Mamsellen“ in den Salons sich nicht entbläteten so zu denken wie die Maurer und auch streikten. Die Bäcker und Selcher kamen mit Forderungen, in der Ruffdorfer Brauerei gährte nicht mehr das Bier allein, auch unter den Arbeitern, unter den durch das Bierdeputat im Dusef erhaltenen Brauern „gährte es“, und Finsternis drohte Wien, da auch die Gasarbeiter mit Streik drohten, selbst die „patscheten Masiner“ wollten mehr Lohn haben und mehr Freiheit und gar bis in die dumpfen, düsteren Kafematten der Nordbahn war ein Lichtstrahl gedrungen: auch die slowakischen Kohlenarbeiter rührten sich, um ihr Los zu verbessern. Das waren die Anzeichen. Und da sollte der Spießer nicht das Gruseln lernen?

Aber es kam noch schlimmer. Am 8. April wurde die „Situation“ in Neulerchenfeld bedrohlich. Streikende Maurer zogen von Bau zu Bau, um dort die Arbeitsruhe zu erzwingen, wo die Hungerpeitsche noch stärker war, als der Wille der Arbeiter. Erst flogen nur Steine gegen die Streikbrecher, die sich dem Zuge der Streiker nicht anschließen wollten, dann aber, als die Streikenden nicht mehr allein waren, als ein mächtiger Haufe auch Darbender, auch Hungerender, vielleicht auch Ringender sich ihnen angeschlossen, da gab es keine Führung mehr und plötzlich kam es zu einem Zusammenstoß mit einer kleiner Wachabteilung, die von der Wucht der Menge erdrückt, fliehen mußte. Im Fliehen schoß einer aus seinem Dienstrevolver nach seinen Verfolgern. Diese sandten Steine seinem Buckel nach. Er flüchtete in die Wachtstube und eine Viertelstunde später war die Wachtstube demoliert. So schnell konnte man gar nicht schauen, als die hundert Hände den Straßenschotter in die Wachtstube beförderten. Einsam stand auf dem Tische das Fragment des Morseapparats, den Boden der Wachtstube deckte hoher Schotter. Die Wachleute hatten sich von rückwärts in das Haus geflüchtet, das Amtsfokal seinem Schicksal überlassend. Und dann ging die „Revolution“ weiter. Einige Stunden lang war

die führerlose Menge Herr der Situation. Manch einer mochte Haß empfinden gegen einen seiner Ausbeuter — hatte er nur genug Stimme, dann konnte er die Menge dorthin dirigieren. Ein Brantweinladen wurde gestürmt, die Fässer auf die Straße geworfen, die Spunde flogen, und was nicht durch die Gurgel floß, wanderte in die Kanäle. Zum Schluß schlug Feuer aus dem Laden. Eine hohe Flamme stieg auf. Während die Feuerwehren hier retteten, was noch zu retten war, hatte die Menge in der Eisnerstraße den Laden eines Eier- und Butterhändlers demoliert und dann noch einen Brantweinladen. Rasch wie sie gekommen, ebenso rasch zerließ sie wieder, um sich an der nächsten Ecke wieder zu sammeln. Der Schrecken zog durch die Gassen.

Am Morgen des 9. April glaubten auch schon die Mutigeren an den Weltuntergang, als sie aus den Zeitungen erfuhren, was geschehen war. Sie konnten nicht abwägen, wie viel von dem Geschehenen dem lange verhaltenen Ingrimm des ausgegammelten und getretenen Volkes zuzuschreiben war, wie viel den Lumpenproletariern, den „gewissen Elementen“, die von da ab nicht mehr aus den Zeitungen verschwanden, nicht mehr aus den Erlassen, nicht mehr aus den behördlichen und privaten Mahnungen. Der organisierten Arbeiterschaft glaubte die Furcht schmeicheln zu müssen, umso erbarmungsloser war sie gegen die „gewissen Elemente“, gegen die sie nicht die schwache Polizei, sondern das starke Militär zur Hilfe aufrief.

Auch aus der Provinz kamen schlimme Nachrichten. Die Wilzeßschen Grubenarbeiter in Mährisch-Ostrau wollten den 1. Mai in einer an diesen Tage zelebrierten Feldmesse feiern. Sie sammelten Kreuzer um Kreuzer, um den Hirten damit bezahlen zu können, der ihnen das Wort Gottes auch an ihrem Feiertage verkünden sollte. Der aber schätzte die Gunst des Grafen höher als den Sammelgroßchen der kindlich Naiven und predigte gegen die Feier. Die Veranstalter der Sammlung wurden entlassen und verhaftet. Darob kam es zum Streik und dank der Art, mit der der Marquis von Ostrau, der damals noch den Ministerstuhl drückte, regierte, gar bald auch zu Schießereien, bei denen drei Bergleute ihr Leben lassen mußten. Viele andere trugen schwere Verletzungen davon. Und gar erst in Bielitz-Biala! Mit breitem Behagen konnte das „Neue Wiener Tagblatt“ vom 25. April 1890 den Artikel „Giftbuden und Mannlicher“ mit den Worten beginnen: „Das Mannlichergewehr hat seine Schuldigkeit getan und wird sie vorkommenden Falls wieder tun.“ Das war ein Wink, auch für Wien! Der Spießer aber sollte fortan ruhiger schlafen, das große ?, das wenige Tage vorher im fettesten Schwarz an der Spitze dieses Blattes prangte, sollte ihn nicht mehr in der Verdauung stören, nicht mehr am Spieltisch.

Dazu kamen noch die offiziellen Beruhigungen: Am 18. April der erste Erlaß des Statthalters über die Maifeier, worin er unter Hinweis darauf, daß sich „erfahrungsgemäß leicht fremde Elemente anhängen“, in Aussicht stellte, daß „Ausfahrungen mit der vollen Strenge des Gesetzes“ werden geahndet werden, und tags darauf benützte Marquis Bacquhem die Abendpost, um dort zu erlassen, daß er den Staatsarbeitern die Frohnde am 1. Mai nicht erlasse und 5 Tage später konnte man wieder an derselben Stelle eine zweite Kundmachung des Grafen Kielmannsegg lesen, bis dann am 26. April das schwerste Geschütz auf fuhr und für Bielitz-Biala das Standrecht in Aussicht gestellt wurde. Daß man auch ohne Standrecht sein Auslangen finden könne, bewiesen endlich am 30. April, am Vorabend des großen Tages, die Herren Holzinger und Hawlath dadurch, daß sie 12 Menschen, die nach den Vorfällen in Neulerchenfeld im Besitz von geplünderten Gegenständen angetroffen worden waren, zu zusammen 23 Jahren schweren Kerkers verurteilten. Für ein „geplündertes“ Ei oder sonst einen gleich wertvollen Gegenstand konnte so eine Angeklagte, die arglos Nachlese gehalten hatte, zwei Jahre im Kerker sitzen.

Dennoch trat nicht die gewünschte Beruhigung ein. Zitternd und bangend sahen Tausende dem Maientag entgegen, und nur eine Hoffnung hielt sie noch aufrecht: die Hoffnung auf das Mannlichergewehr... Wer Drecksseelen studieren wollte, damals konnte er es.

In den Prater aber sendeten am 1. Mai die großen Zeitungen die „Kriegsberichterstattung“... „Horch! Da ertönt das Klappern von Rosseshufen. Das Ohr vernimmt das Traben einer großen geschlossenen Kavallerieabteilung, welche vom Rondeau her gegen den Praterstern dahergesprennt kommt. Die Reitertruppe bewegt sich wie bei dem Patrouillenritt in Kriegszeit. Botan ein Unteroffizier, ihm folgt ein Rottenpaar Husaren, den

schußfertigen Repetierkarabiner auf den Unterschenkel gestemmt. In einer gewissen Distanz traben die übrigen Reiter. Die Tete hält der Zugkommandant, ein Oberleutnant mit gezogenem Pallasch, zu seiner Linken der Trompeter, paarweise folgen die Husaren. Eine kleine Nachhut bildet den Abschluß des kriegerischen Aufzugs...“ So schildert einer.

Ein anderer war auf den Stefansturm gestiegen, um von dort mit dem Fernglas das Bild zu schauen. „Und wanns unten schieß'n, dem Stefansturm g'schiecht nix“, so tröstlich sprach der Türmer und dann konnte der Gast sehen, daß weder die „große Französin“ noch die andere Kugel, die da oben gezeigt wird, die „kleine Türkin“ dem steinernen Leib des alten Steffel etwas anhaben konnten. So ein bißchen Nachgrübeln beim Morgenkaffee fördert den Appetit und die Verdauung.

Unsere Bilder.

Das Titelbild unserer Festschrift ist eine allegorische Darstellung der Zukunftshoffnung des Arbeiters, die ja den Inhalt der Maifeier bildet: Der Genius der Freiheit läßt den Arbeiter einen Blick in die Zukunft tun und zeigt ihm verheißungsvoll den Lorbeer, der seiner Klasse dereinst, wenn sie die Ordnung der gesellschaftlichen Verhältnisse in die Hand nehmen wird, winken wird. Hinter ihm aber steht die ernste Athene, die Göttin der siegesfrohen Wissenschaft, unter deren Schutze und Führung der Arbeiter vorwärtsschreiten und siegen wird. — Im Gegensatz zu dieser Allegorie stellt das große Mittelbild eine Szene aus dem Leben des Arbeiters dar. „Entlassen.“ Noch abgepannt von der Arbeit und gedriekt von dem Gedanken an die Trostlosigkeit der arbeitslosen Zeit, verläßt der Arbeiter, von der treuen, Trost zusprechenden Lebensgefährtin begleitet, die Fabrik, während im Hintergrund die anderen Arbeitsgefährten, die von ihren Lieben erwartet wurden, im Gespräch nach Hause gehen. Es liegt Feierabendstimmung über der Gruppe im Hintergrund. Die Typen sind alle vorzüglich dem Leben abgelauscht. — Das dritte Bild, „Der Triumphzug des Kapitalismus“, ist eine bissige Satire auf das menschenunterdrückende und verslavende Wirtschaftsprinzip der Gegenwart. Auf einem ungeheuren Geldsack thront, behaglich triumphierend, der fette Kapitalist, dessen Wagen im Schweiß ihres Angesichtes eine Menge Arbeiter ziehen, angetrieben von der Peitsche des Hungers, ein furchtbarer Siegeszug, den die Gespenster der Not und Vernichtung begleiten. In der unteren Reihe aber drücken schwer die Hände des Ausbeuters auf das abgehärmte Antlitz des Proletariats, während die aufgehende Sonne den anbrechenden Tag und ziehende Schwalben das Herankommen des Völkerruhms andeuten.

Der Festschrift
liegt eine doppelseitige Kunstbeilage bei:
Entlassen!

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Wilh. Ellenbogen.
Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand, VI. Gumpendorferstraße 18.

Druck von Johann A. Degen in Wien.

Zum ersten Mai wird in unserem Verlage
erscheinen:

Ein in künstlerischem
Farbendruck ausgeführtes

Marx-Porträt

gemalt von Otto Friedrich, Clichés für
Vierfarbendruck von Angerer & Göschl.

Blattgröße 60 : 90 cm.

Bildgröße 41 : 46 cm.

Preis 6 Kronen oder 5 Mark.

Bestellungen nehmen alle Buch- und
Kunsthandlungen, sowie alle Kolporteurs
entgegen.

Wiener Volksbuchhandlung
Ignaz Brand.



→ Der Triumphzug des Kapitalismus. -